



dot
books

MICHAELA SEUL

LIEBE *mit*

WELLENGANG

ROMAN

Kapitel 5

Unter strahlend blauem Himmel war ich an einem Donnerstagvormittag im Juni vor drei Jahren in München zu einem Badetag im Fünfseenland aufgebrochen. Dass dieser Donnerstag kein gewöhnlicher war, fiel mir erst auf, als ich weder am Weßlinger See noch am Pilsensee einen Parkplatz fand. Die Feiertagsausflügler hatten das Umland Münchens fest im Griff. Erst am Ammersee kurz vor Herrsching fand ich einen Parkplatz. Meine schlechte Laune wegen der Verkehrsdichte besserte sich, als ich Seite an Seite mit Motte durch das blaue glatte Wasser schwamm. Und kippte wieder, als ich bemerkte, dass von Westen dunkle Wolken aufzogen. Ein plötzlich einsetzender, heftiger Wind ließ mich frösteln, es war keine Freude, am Ufer zu liegen. Und das, wo ich mich so gefreut hatte, ein nahezu einsames Plätzchen gefunden zu haben. Kurz entschlossen brachte ich meine Badeutensilien zum Auto und stromerte dann mit Motte am Ufer entlang. Irgendwann hörte der Weg auf, so schlugen wir uns auf einem Trampelpfad durchs Dickicht. Da entdeckte ich die Kiter. Wild tanzten ihre Schirme in der Luft. Wie die Segel der Surfer, die über den See fetzten. Der Wind war nun so kräftig, dass Motte zu kämpfen hatte, wenn sie geradeaus laufen wollte. Ihre Ohren standen waagerecht in der Luft. Ein mächtiges Gewitter war am Anrollen und -grollen. Optimale Bedingungen für die Kiter und Surfer. Sie kannten die hiesigen Verhältnisse besser als ich. Solange sie auf dem Wasser blieben, drohte wahrscheinlich keine Gefahr. Ich fand einen bequemen Baumstamm am Ufer, von dem aus ich dem Treiben einige Minuten zuschaute. Musste schon ein tolles Gefühl sein, so über das Wasser zu rasen und zu springen. So wie der da mit dem pinken Segel. Das war ja ein Crack! Der surfte nicht nur, der sprang durch die Luft und zischte in einem Affenzahn über den See, als wäre sein Brett motorisiert. Ich beobachtete den Surfer und geriet darüber wohl ins Träumen. Ein Donner, der sich sehr bedrohlich anhörte, riss mich in die Wirklichkeit zurück. Ich war ziemlich weit von meinem Auto entfernt. Ich sollte mich beeilen. Auch die Surfer und Kiter landeten nach und nach am Ufer. Ich rief Motte. Keine Antwort. Ich rief erneut. Meine Stimme schon leicht beunruhigt. »Motte!« Nichts. Mit rasendem Herzschlag rannte ich den kleinen Hügel hinauf zur Straße, wo alle auf einmal nach Hause wollten. Kein Hund. Laut rufend lief ich zurück zum See. Motte war mir noch nie abgehauen. Irgendwann ist das erste Mal, hatte die Hundetrainerin in der Hundeschule gesagt. Warten Sie nur, bis sie in die Pubertät kommt. War es jetzt so weit? Hatte Motte Hormone? Als sie auftauchte, ich glaube, ich roch sie, ehe ich sie sah, war ich zu glücklich, um sie auszuschimpfen, was auch nichts gebracht hätte, denn Motte hätte ja gar nicht verstanden, warum. Sie wollte mir eine Freude machen mit dem herrlichen Duft verwesten Fisches, in dem sie sich ausgiebig gewälzt hatte.

Ich warf ein paar Stöcke ins Wasser, um die grünlich weißen Spuren an Mottes Fell zu

beseitigen, Motte apportierte sie voller Begeisterung, es donnerte lauter. Wir mussten zum Auto. Schnell. Und am besten oben an der Straße entlang anstatt durchs Dickicht. Wir kamen zu einer Art Lichtung, dort lagen kunterbunt Segel und Bretter, Masten und Rucksäcke, Klamotten und Decken, Schuhe und Handtücher von den Surfern und Kitem. Mindestens zwei Dutzend Männer – ich sah ausschließlich Männer, viele jünger als ich, aber auch ein paar ältere – waren damit beschäftigt, sich aus Neoprenanzügen zu schälen, umzuziehen, Segel durch die Gegend zu tragen und zusammenzurollen. Ein Segel knatterte laut. Motte machte einen Satz und weg war sie. Sie verschwand irgendwo im Unterholz – und dann tauchte sie wieder auf – mit fetter Beute im Maul. Sie schleppte einen ausgewachsenen Mann hinter sich her. Ich traute meinen Augen nicht. Mein Hund, die Bestie? Der Mann, den sie im Maul hielt, war ungefähr dreimal so groß wie Motte, doch sie schleppte ihn unverdrossen zum Ufer. Motte hatte bereits beide Beine amputiert. »Aus, Motte!«, rief ich. Keine Reaktion. »Aus!«, brüllte ich. Keine Frage, das war die Pubertät. Und gleich mitten rein ins Vergnügen. Wir erregten Aufmerksamkeit. Grinsend beobachteten einige der Surfer den Hund. Da hatte Motte ein Einsehen und legte mir brav die Leiche vor meine Füße. Ich bückte mich, um einen eventuellen Schaden zu begutachten, da schnappte sich Motte den Neoprenanzug und düste erneut davon. Neben mir ertönte ein Schrei. Motte rannte mit dem Anzug ins Wasser und hinter Motte her spurtete ein – das war mein erster Gedanke – Unterhosenwerbungskörper. Mindestens 1,85, wenn nicht größer, muskulöse, goldbraune Beine, sehr schmale Hüften, knackiger Po, v-förmiger Oberkörper, der in breiten Schultern mit formvollendet schönen Kugeln mündete, eine Armmuskulatur zum In-die-Knie-Sinken, schulterlange blonde Haare mit Dreadlocks. Und dann drehte er sich um. Blau. Zwei blaue Sterne oder Sonnen oder Diamanten oder Lichter. Alles blau, viel zu blau, weiche Knie, Blaulicht. Hilfe.

»Hey, ist das dein Hund?«

Voller Mund. Große Nase. Der Typ war der Wahnsinn. Motte stand im Wasser, die Leiche im Maul.

»Ob das dein Hund ist?«

Immerhin, er hatte nicht Köter gesagt. Dann wäre der Unterhosenwerbungskörper blitzschnell zusammengesackt zu einem mickrigen müffelnden Haufen dreckiger Wäsche.

»Ja«, rief ich zurück. Meine Stimme klang brüchig.

»Was?«

Der Wind hatte meine Worte fortgerissen. Er kam näher. Dynamischer Gang. Viel Schwung und Energie in den Hüften.

»Ja«, wiederholte ich.

»Und das ist mein Anzug«, sagte er.

»Ich bezahle alles«, stammelte ich.

»Süßer Hund«, sagte er und musterte mich. Ließ sich viel Zeit dafür. Unverschämt viel Zeit. Grinste. Meine Hände dufteten nach totem Fisch, meine Haare hingen wirr um mein Gesicht, mein Rock war schmutzig und irgendwo hinter mir mussten auch meine Schuhe liegen.

»Fängst du ihn oder ich?«, fragte er.

»Motte!«, rief ich.

»Motte«, wiederholte er lachend.

Motte rannte – den Neoprenanzug im Maul – auf uns zu, kratzte die Kurve und sprang ans Ufer, fetzte mit dem Anzug durch die Surfer, die ihren Spaß hatten, und den hatte Motte nun erst recht. Was für ein tolles Spiel. Eine Leiche im Maul und alle hinter ihr her, ein Johlen und Feixen. Erst als Motte über ein Segel trampelte, schlug die Stimmung um. Und dann spurtete mein Surfer los. Große schnelle Sprünge, er kam von hinten, ein Satz – und er hechtete auf den Anzug. Motte war viel zu verduzt, um ein Manöver zu versuchen. Sie ließ sich einfach fallen, hechelte freundlich, schleckte dem Surfer übers Gesicht – und nahm ihn somit in unser Rudel auf, was himmelseits mit einem kanonenartigen Donnerschlag besiegelt wurde. Mir war alles andere als wohl zumute. Wie war das noch mal bei Gewitter? Linden meiden, Buchen suchen? Flach auf den Boden legen und beten? Was? Vater unser? Und wenn ich hängenbleiben würde? Eine Betblockade erlitte? Der Surfer knuddelte Motte.

»Hey Fritz, beeil dich!«, rief irgendwer und deutete nach oben.

Fritz also. Er sprang auf, schnappte sich den Neoprenanzug und lief zu dem pinkfarbenen Segel. Er also war das. Der Crack. Ich folgte ihm. Der Neoprenanzug lag auf dem Boden.

»Das tut mir wirklich leid«, sagte ich.

Fritz kniete am Boden, hob den Blick. »Wir sollten uns beeilen«, sagte er. »Gleich geht hier der Punk ab. Ich muss meine Sachen zusammenpacken.«

»Klar«, nickte ich. »Ich kann dir meine Telefonnummer aufschreiben«, bot ich ihm an.

»Bringst du mir mal das Trapez von da hinten?«, fragte er.

»Das was?«

»Den Gurt da.«

»Okay«, sagte ich.

Fünf Minuten später hatten wir seine Sachen eingepackt. Und dann begann es zu schütten. Es gibt da so einen Ausdruck: Der Himmel öffnet seine Schleusen. Genau das passierte an jenem Sonntag vor drei Jahren. Bis wir die Straße erreicht hatten, waren wir klatschnass. Fritz stellte sein Surfbrett und den Mast, einen Rucksack und einen Seesack vor seinen Campingbus, ich lehnte zwei große Taschen, in denen er seine Segel verstaut hatte, daneben, dann stiegen wir ein. Pfützen unter uns. Fritz gab mir ein Handtuch, ich rubbelte erst mich, dann Motte trocken. Fritz zog sich aus bis auf die Badehose – beim Einpacken hatte er eine Shorts und ein Shirt übergestreift, und ich zog mich dann auch aus, weil das nasse Zeug eklig war. So saßen wir uns gegenüber in einem Auto mit völlig beschlagenen Scheiben, er in der Badehose, ich in Unterwäsche – und ich dankte dem Himmel für meine Eingebung, vor einer Woche mit Rebecca Dessous eingekauft zu haben, sie war nämlich verliebt, und mir bei dieser Gelegenheit auch drei Ensembles zugelegt zu haben, eins davon trug ich an diesem Donnerstag im Juni zum ersten Mal, mintgrün mit weißen Blümchen. Fritz kochte Tee. Es war sehr gemütlich im Nebel. In seinem Campingbus gab es einen Kühlschrank, einen Herd und ein Bett. Ich konnte mir vorstellen, hier ein wenig Zeit zu verbringen.

»Fritz«, sagte Fritz.

»Sina«, sagte ich.

»Motte«, sagte Fritz.

Dann lachten wir und tranken Tee, und das Prasseln des Regens war so laut, dass wir uns anschreien mussten. Ich habe keine Ahnung, worüber wir redeten, doch es war so, als würden wir uns schon lange kennen. Ehrlich gesagt habe ich mich noch nie mit einem Mann von Anfang an so vertraut gefühlt, auch wenn das ein Armutszeugnis sein mag, in meinem Alter. Ich dachte, das läge vielleicht daran, dass er jünger war als ich. Süße siebenundzwanzig. Ich war immerhin über dreißig. Aber es war nicht das Alter. Es war Fritz. Einfach Fritz. Der dann zu Frizz wurde. Zwei Wochen später. Nach unserer ersten Nacht in seiner Bootshütte. Weil ich nie mit dem zufrieden war, was ich hatte, weil ich immer alles verändern, umschreiben musste. Frizz akzeptierte die Dinge, wie sie waren. Er hatte das nach Fisch stinkende Handtuch aus dem Wagen geworfen und irgendwann gemeint: »Hast du Lust, Essen zu gehen? Ich habe einen Bärenhunger.«

Ich hatte überhaupt keinen Hunger und nickte.

Frizz fragte, worauf ich Lust hatte.

»Egal«, sagte ich.

Frizz sagte, ihm wäre alles recht. »Bloß kein Fisch.« Und dann knuddelte er Motte. Ich glaube, das war der Moment, wo sich meine Verknallt- in Verliebtheit wandelte.

Kapitel 6

Clarissa liebte Hunde und ließ sich von Motte die Waden abschlecken. Motte liebt Waden, besonders wenn sie mit Nivea eingecremt sind. Sie schreckt aber auch vor Autan und Voltaren nicht zurück. Ansonsten benahm Motte sich vorbildlich in Ammerland. Streunte wedelnd durch den großen Garten, schnappte sich immer mal wieder einen tischtennisballgroßen unreifen Apfel, fraß wohl auch ein paar davon, so dass meine Durchfall-Alarmleuchte blinkte, dann legte sie sich in den Schatten eines Zwetschgenbaums, rollte sich zusammen, tat einen tiefen Seufzer, der ihren Bauchumfang einen Atemzug lang verdoppelte, und hielt ein ausgiebiges Schläfchen. Glücklicherweise sah sie aus. Und glücklich war ich auch. Meinen verschobenen Urlaub bereute ich kein bisschen. Ich bereute andere Dinge. Im Großen und Ganzen lief es so, wie Frau Pepper es prophezeit hatte. Penelopes Peppers Prophezeiung sozusagen: Urlaub am Starnberger See. Anstatt spannende Bücher zu lesen, womit ich den Großteil meiner Urlaubszeit am liebsten verbringe, hörte ich eine spannende Geschichte, na gut, das Buch zur Geschichte musste ich mir selbst schreiben, aber das war ja nun wirklich kein Problem, ein Buch zu schreiben. Auch die Verpflegung war erste Klasse. Clarissa kochte nicht gern, doch ihre Haushälterin hatte jede Menge Köstlichkeiten vorbereitet, zum Teil waren sie eingefroren, und Clarissa schob sie zwischendurch in die Mikrowelle. Clarissas Tiefkühltruhe – sie residierte im Keller – faszinierte mich. In einem Krimi würde ich hier den Plot einfrieren. Nicht nur zwei zerstückelte Leichen könnten dort bequem untergebracht werden, auch eine im Ganzen würde sich nicht beengt fühlen ... Mir war es völlig schleierhaft, wieso Clarissa dermaßen viele Nahrungsmittel hortete. So, wie sie aussah, aß sie praktisch nichts. Und sie war auch nicht oft im Haus. Andererseits hatte ich dieses Phänomen auch bei der Schönheitskönigin erlebt, die bei unseren Gesprächen Eiswürfel lutschte – das Auftauen verbrennt Kalorien –, in süßstoffreduzierten Orangensaft getunkte Wattebällchen frühstückte und Portionen auf ihre Teller drapierte, die ich ohne Lupe für Fliegenschiss gehalten hätte. Der Haushalt der Schönheitskönigin hätte locker wochenlang von seinen Vorräten zehren und dabei auch noch einen Großteil der Nachbarschaft mitversorgen können. Einmal im Monat kam ein Kombi von der Tafel und holte Lebensmittel ab. So kaschierte die Schönheitskönigin ihre Essstörung als soziales Engagement. Clarissa hingegen aß mit gutem Appetit – für zwei. Sie freute sich sehr auf ihr Kind, wie ich der Babykleidung entnahm, die im Wohnzimmer wie eine Installation auf dem Designersofa neben der Hightech-Design-Anlage ausgestellt war. Rosarot und blau durcheinander, vielleicht wollte Clarissa nicht wissen, was es werden würde, das fand ich sympathisch. Ein Blick auf die Preisschilder der Strampelhöschen belehrte mich darüber, dass Kinderkriegen auch eine Geldfrage ist, ich hatte es nicht für möglich gehalten, dass so wenig Stoff so viel